

Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Der Geist des Widerspruchs.

Von Friedrich Frella.

Es war einmal ein schwieriger Patient. Der Kranke gehörte zu jener Art Menschen die ohne eigentlich krank zu sein, mit dem Leben zerkümpft sind. Ihre eingebildeten Leiden gerrüteten Seele und Leben mehr als schwere wirkliche Krankheiten. Unter Patient explodierte jeden Tag hundertmal in Ausbrüchen der Verzweiflung, in Verwünschungen der Umgebung, kurz es war ein effläger, alter Kerl, der sich und allen, die mit ihm in Berührung kamen, das Leben verbitterte.

Alle Ärzte, die ihn behandelten, lachten seine Lebenskraft zu sehen. Sie verordneten ihm keine Spaziergänge, sie rieten ihm Lektüre von Zeitungen, Witzblättern und Büchern an. Aber sein Arzt vermochte den Willen des Patienten zu beugen und kein Arzt hielt die Behandlung länger als vier Wochen aus. Dann empfahl er sich, da er ein sah, diesem Menschen wäre doch nicht zu helfen.

Endlich aber kam ein kluger Arzt, der sofort merkte, was Geistes Kind sein Patient sei. Darum verordnete er ihm so leichte Kost: Suppe, Brei, Enthaltung jeder Lektüre, unbedingte Ruhe. Jeder Mensch in der Umgebung des Kranken mußte klütern und auf jeden dahinschweben. Behauptete der Patient, er hätte Leibschmerzen, so wurden ihm beize Weidel gemacht, jeder Willensäußerung mußte Folge geleistet werden. Und was war der Erfolg?

Der Kranke hörte sofort die Luft, mittags ein Beestock zu essen. Die befohlene Bettruhe, die er sonst erstrebt hatte, begann ihm seine Haut zu erhitzen. Er konnte nicht widerstehen, sich heimlich anzuheben und in der Abenddämmerung auf einen Spaziergang zu schleichen. Da ihm das Leben verboten war, ließ er sich eine Kiste mit Büchern unter das Bett und eine andere unter den Divan stellen. Er sinnierte darüber, wie er seine Verwandten und den Arzt nur täuschen könnte.

Er merkte es nicht, daß seine ganze Umgebung auf die Weisung seines neuen Beraters hin die Komödie mitspielte: Der kluge Arzt hatte den Geist des Widerspruchs in dem Patienten erkannt, der diesem allein die Hemmung der Lebensfreude, der eigenen Tätigkeit setzte. Er verfuhr ganz folgerichtig und ließ es sich nicht merken, daß er all die kleinen Betrügereien seines Patienten genau kannte. Er belohnte ihn wegen seines guten Aussehens, erklärte, die Bett-ruhe bewirke doch Wunder und ließ die Kost noch dünner und einträglicher machen.

Der Patient mußte sich ordentlich anstrengen, um zu irgend einer kleinen Freude außerhalb der ärztlichen Verbote zu gelangen. Er entfaltete List und Klugheit, um alle zu täuschen. In jeder Woche wuchsen seine Kräfte und seine Selbstbeherrschung, und nach einem halben Jahr, als der Arzt mit schwer bedenklicher Miene vor ihm stand, sprang er aus dem Bett, führte im Hand einen Tanz auf und erklärte, er wäre querschlend, aber nicht durch die Kunst des Arztes, sondern durch seine eigene Anstrengung. Das Gegenteil von all dem wäre richtig gewesen, was der Doktor ihm verordnet hätte.

Der weiße Mann war klug genug, nicht einen kleinlichen Triumph genießen zu wollen. Er erklärte, er sei überflüssig und ließ dem Gefundenen keinen Glauben, er hätte seinen Arzt überwunden und sich selbst befreit.

Dieser Geist des Widerspruchs ist es, der mehr Gewalt über die Menschen hat, als der Harmlose es glauben möchte.

Hundert Jahre ist es her, daß das Wort einer reizenden Römerin geläufig wurde. Als sie an einem heißen Junitags Mittags einen Köffel Eis-Granita nach dem anderen auf der Zunge zerschmelzen ließ, leuchtete sie, nachdem sie den Teller ge-essen hatte, inbrünstig aus: „Warum ist Eisessen keine Sünde“. Sie hätte der doppelten Lust genossen, wenn Gott ihr den Elogium verboten hätte, wie das Aselefen ihrer Armutter Eva im Paradies. Verbote erwecken die Lust, darüber zu handeln. Der Mensch genießt besonders gerne das, was nicht alle genießen können oder dürfen. Jedes Rein leigert die Begierde. Das wissen die Frauen am besten, die Reiz Rein zu sagen pflegen, wenn sie das Ja gerne möchten, weil sie den Reiz des Reins aus sich selbst am besten kennen.

Um in einer Gesellschaft eine lebhaft Unterhaltung zu erregen, muß einer nur den Mut haben, etwas als unum-

stößlich fest zu behaupten. Er wird den allgemeinen Widerspruch erwecken und ein jeder wird in die Lage kommen, sich selbst zu hören, was den meisten Leuten einen angenehmen Reiz bedeutet. Es scheint, daß das Rein eher in die Menschheit gekommen ist als das Ja. Es ist ein Urtrieb des Menschen, alles Angenehme als selbstverständlich hinzunehmen. Nur Menschen von besonderer Reife können freudig und ohne inneres Widerstreben ja sagen. Die meisten Menschen verbarren unbewußt ihr ganzes Leben in der Abwehr. Dieses Grundgesetz der menschlichen Natur muß ein jeder begreifen und sich zu eigen machen, der viel mit Menschen umzugehen hat. Meinungen können noch so klug sein, mögen die größte Weisheit enthalten, der menschliche Trieb leitet das Nein da-gegen, nicht aus erschlichen Gründen, sondern aus reiner Freude an der Verneinung.

Ein bekanntes Beispiel, den Geist des Widerspruchs auszunutzen ist in Shakespeares „Julius Cäsar“ die Rede des Marc Anton, die immer ein Meisterstück bleiben wird für jeden als Muster der Art, wie die Meinung von Masse Menschen von einem klugen Menschen eingeschlagen werden kann. Es wird der Widerspruch aufgereizt durch die Wiederkehr der Worte: „Doch Brutus ist ein ehrenwerter Mann“, und Marc Anton erwirkt, daß alle Brutus haßen.

Der Geist des Widerspruchs entspringt summeß bei den Menschen aus der Sucht ihrer Eitelkeit. Sie möchten ihren Mitmenschen beweisen, daß sie unabhängig sind und auf sich selbst stehen. Ein jeder, der seine Umgebung daraufhin beo-bachtet, wird genug Gelegenheit finden, sich an dieser besonde-ren menschlichen Eigentümlichkeit im Stillen zu ergötzen. Nur sehr wenig Menschen gibt es, bei denen der Geist des Widerspruchs nicht in Charakterrechnung gestellt werden kann. Sie sind laute, abgeklärte Naturen, die es vermögen, ihre Ver-ständlichkeit um einer Sache, um der Idee willen hintanzu-stellen, oder aber es sind stumpfsinnige Schlafmützen, be-queme Leute, die zu allem Ja sagen, weil das die einfachste Art ist, sich keine Ruhe zu bewahren. Aber ein solches Ja wiegt sehr wenig. Ihm ist selbst das Nein eines Neunköpfers vorzuziehen.

Es ist der Geist des Widerspruchs, der die Menschen gegeneinander in Bewegung setzt. Wenn auch von sehr Ver-neinungen neun einer menschlichen Schwäche entspringen, so ist sicher das sechste Rein tapfer und stark. Denn im Rein liegen Widerstand, Kampf, Unzufriedenheit, Unabhängig-keitsstolz, Freiheit und Herrentum.

Menschen, die nie Nein zu sagen vermögen, sind hilflos einem jeden Willen preisgegeben.

Gestalten aus Goethes Darmstädter Freundeskreis.

Scherenschnitte von Karl Demmel.

Johann Heinrich Merd.

Wenige Tage vor seiner Geburt starb der Vater. Seine Jugendzeit war aber dennoch glücklich. Die Verwandten rahmen sich gern des Knaben an. Und dann Student in Hildesheim und Göttingen. Reiste mit einem jungen Edelmann in die Schweiz und lernte am Genfer See seine nachmalige Gattin Louise Françoise Charbonier kennen, die in Darmstadt niemals ihr Heimweh bekämpfen konnte. Und dadurch lebten die Gatten nebeneinander hin.

Merd hatte es mit der Zeit bis zum Kriegszug gebracht, wiewohl er nichts auf Titel gab, da ihn sein Amt nicht befriedigte. Er kürzte sich in einen Kunstschüler, versammelte alle bedeutenden Geister um sich, wie da waren: Herder, Wieland, Goethe, Lavater, Nicolai. Selbst aus dem Darmstädter fürstlichen Haus nahm die Landgräfin Karoline seinen Rat in Anspruch. Auch der Herzog Karl August von Weimar schätzte Merds Ratsschlüsse.

Goethe lächelt von Merd. Er war lang und bager non Gestalt, eine herzogordinarische, hohle Nase zeichnete sich aus, hellblaue, vielleicht graue Augen gaben seinem Gesicht aufmerkend hin- und widerwärtig, etwas Tigerartiges. Geis-terlich ging es in seinem geistlichen Hause zu. Das Schicksal war hart mit ihm; von seinen sechs Kindern starben ihm vier.

Auf die Herausgabe der Frankfurter gelehrten An-zeigen hat Merd unendlich viel Mühe verwandt. Tausendfältig war sein Zutritt. Goethe, dessen Talent Merd mit als Critiker schätzen gelernt hatte, lächelt wieder über ihn: „Wenn er einmal seine Fähigkeiten zu verwirklichen

anfang und außer sich war, die Anforderung an ein ausübendes Talent nicht genialisch genug befriedigen zu können, so ließ er bald die bildende, bald die dichtende fahren und sann auf labrilmäßige, lautmännliche Unternehmungen, welche Geld einbringen sollten, indem sie ihm Spaß machten.“

Immer und immer Widerwärtigkeit. Durch Hülfe von Freunden wurde er kurz vor dem Bankrott gerettet. Und wie oft sah er mit vieler Freunden um seinen Tisch an Wintertagen; der eine zeichnete, der andere stach in Kupfer und ein Dritter beschäftigte sich sonst irgendwie mit der Kunst.

Mit fünfzig Jahren legte er sich seelisch gerüttelt im Juni 1791 das Blei an die Stirn und erschob sich. Ein buntes Leben war zu Ende gelacht.

Heinrich Bernhard Wend.

Neben dem gelehrten und gewissenhaften Hofdiakon und Erzieher Georg Wilhelm Peterlen aus Zweibrücken trat noch Heinrich Bernhard Wend aus dem Taunusstädtchen Hütten oft in den Kreis der Darmstädter Gemeinschaft der Heiligen. So der Zirkel um Merd, an den auch der Dichter Gleim gern dachte, genannt wurde. Wend war Schulmann und Historiker, beides gründlich. Das Darmstädter Bada-googium war ihm einer Weisheitsbrunnen. Dann theologische Studien in Gießen und Göttingen, ohne daß Wend ausse-prochen Geistlicher werden wollte. Im Gegenteil: durch reformatorische Ideen in der Badaogogik angezogen, wandte er sich gegen die theologischen „Scholarchen“.

Bunt war die Folge seiner Titel. Er begann als Kollaborator, wurde zuletzt Rektor des Badaogogiums mit dem Titel Professor.

Die „große Landgräfin“ Henriette schätzte ihn ebenso, wie Wend von seinen Schülern verehrt ward.

Er hatte alles, was das Leben angenehm machen kann. Jährlich seine Schwelger über ihn. Und der geistreiche Pöhten-bera berichtigte an seinen Darmstädter Vetter: „Ich kann dir nicht sagen, wie sehr mir Wend gefallen hat, das wir aus mein Ungana.“

Merd zog ihn auch als Mitarbeiter an seine „Frankfurter gelehrten Anzeigen“ heran, da er ihn als Historiker durchaus ernst nahm.

Seine Neigung war auf Geselligkeit gerichtet. Galtlich wie seine ebenso geistreiche Gemahlin Karoline Wolzogen Christine Schab, war er selbst.

Bis ins späte Alter war ihm seine Schule ans Herz ge-wachsen, so daß er nach der letzten Schulschule die Treppe hinabgeführt werden mußte.

Kinder blieben seiner Ede verlag. Die heilige Landes-geschichte ließ er sich als späterer Leiter der Darmstädter Ho-bibliothek ans Herz gelegen sein.

Bom Hof und der ganzen Stadt befragt, verließ er im hohen Alter an einem Kritttag. Von den Frauen seines Kreises wurde der wohlwollende Mann besonders gewertet.

Franz Michael Leuchsenring.

Goethe, der sonst von dem Darmstädter Kreis sagte: „Wie sehr dieser mich belebte und förderte, wäre nicht aus-zusprechen“, vermochte es doch nicht, den „Halschen Brodbeten“, Monsieur Hierin, wie Leuchsenrings Neudonum war, durch-aus ernst zu nehmen und tonterste Leuchsenring waren seines intrigaanten Charakters derb in seinem Fastnachtspiel „Vater Bran“. Aus dem Maß war der erdbringliche Hol-meister gekommen. Sein Bruder war Leibarzt am Darm-städter Hof. Auf seinen viel-n Reiten wurde er mit Wieland, Bodmer, Lavater, Moses Mendelssohn, Nicolai, Kramler und Sophie de la Roche bekannt. Mit den Größten seiner Zeit hand er im realsten Briefwechsel. Sein sentimentales Wesen betraf besonders die weiblichen Gemüter. Kräftige Naturen vermochte er nicht zu fesseln. Friedrich der Große stellte ihn in Berlin als Mitlehrer des Prinzen Friedrich Wilhelm an.

Das Liebesverhältnis mit der schönen Ubin Adele Ergram verbrach wieder. Sein Streben war immer nach der Grün-dung eines „Ordens der Empfindsamkeit“. Von Berlin aus, wo er sich mißliebig machte, ließ Friedrich Wilhelm II. den „Aufklärer“ und „Freiheitskämpfer“ ausweisen. Die Hof-dame, Fr. von Blesfeld, schenkte ihm ihre Hand und wanderte mit ihm nach Paris. Zur Zeit brauste die große Revolution durch Frankreich, aber dennoch enttäuschte ihn dieser Umsturz. Rimmerlich fristete er sein Dasein als Sprachlehrer. Seit 1786 lebte er besonders unglücklich. Seine Gattin starb als katbolische Konvertitin. Er ließ alle Freunde in Paris von sich und starb im Jahre 1827 eines sanften Todes.

Er ist Karikatur des Sturmes und Dranges seiner Zeit geschleht.

Er ist Karikatur des Sturmes und Dranges seiner Zeit geschleht.

Der Tag im Straßenbahnwagen.

Von Richard Kleh.

Von 7-8.

Seide Wagen sind voll von Menschen. Die meisten bliden kumpf vor sich hin, und wenn es gerade Montag ist, dann wird besonders intensiv gegähnt. Hier und da findet sich ein Kommiss, der wähnt, sein Schatz für immer noch neben ihm — war das sein, gestern im Stadtort! — und sich die Hand vor den aufplatzenden Mund hält. Verärgerte Arbeiter hoden neben Schulkindern. Manchmal laßt jemand „Herrgottfrak-ment!“ weil ihm die Bahn nicht schnell genug fährt. Gom-passanten sind eifrig überm vollum Callioum gebeut. Ihre Köpfe sind rot, denn der Ordinaris ist „gemein“ genug, seine Nachsicht zu kennen. Aber — ein „Streber“ wer dabeim prä-pariert! „Du... Huber!“ ruft eilig der Lateinschüler über zwei blaublauige Arbeiter hinweg, seinem Kameraden zu. „Weißt du nicht, was „simulacrum“ heißt? — Der Huber weiß es ebenfalls nicht. Denn gestern war Fußballturnier gewesen. Aber alle Mitschreitenden lachen und jeder denkt nach, was wohl simulacrum heißen möge. Aber — nicht einer weiß es. Nicht einmal der Schaffner, der mit dem Blick des Überlegenen die Reihen durcharwandert. Er kennt keine Gäste. Es sind meist die gleichen, die zwischen sieben und acht auf seiner Linie fahren. Und er weiß auch bereits: In der nächsten Haltestelle, da wartet auch schon das schmale blonde Fräulein mit dem schwarzen Täschchen. Wird der Herr am letzten Fensterplatz nicht ungeduldig? Weigt er sich auf die Straße hinaus? Ich glaube, man hört kein Herz auf! Der Wagen ruft an und hält. „Martha“, laßt der junge Mann und das Fräulein drückt ihm lächelnd die Hand. Sie fahren zusammen auf die Bank, die beiden. Nachschick lächelt der Schaffner und winkt ab, als Martha die Abonne-mentskarte aus dem schwarzen Täschchen hervorholt. . .

Zwischen 12 und 1.

Brall steht der Mittag über der Straße. Mit verzerrten Gesichtern, denen die allzu blendende Sonne wehe tut, barren die Menschen des nahenden Trambahnzuges. Auch er lächelt sich nur langsam näher. Die Wagen sind überfüllt. Man quetscht sich auf den Plattformen. Niemand vermag die Hände zu rühren, um den feuchten Wangen die erlösbte Schweißkühlung zuzuwächeln. Einer hat sich über die Brüstung gebeugt und versucht, seine Zeitung zu entfalten. Der Gegen-stand des fahrenden Zuges macht sich den Saab, die Blätter kackhaft zu bläuen. Endlich läßt der Jüngling die Seite auf die er es ablesen hat: Sport, Renn-Tiss. Er gerät

in Ekser und kößt dabei mit dem Ellenbogen den Hinter-und Nebenmann. Aber es ist zu heiß, als daß der sich darüber aufregen könnte. Er knurrt nur. Im vorderen Wagen sitzen sumeß Damen. Sie tragen kleine Vafetschen; manche haben ein Sträußchen am Gürtel. Zwei Herzen frohen über Gelächte. Altten, Baluta, Konjunktur. Freund-wobin schaut ein Backisch. Zufällig hat Meister Berthold dort, der Tenor. Er kommt von der Probe. Im übrigen ist es heiß im Wagen. Und wäre nicht die Aussicht auf das nahe Mittagbrot, die aller Stimmung beeinflusst — dann wäre die Trambahnfahrt eine sehr unerfreuliche Sache. Der Wagen, voll wie eine Sardinendbüchse, hält vorläufig-mäßig. Eine Dame will auf die hintere Plattform des vorderen Wagens. Zwar ist im Anhänger loeden Platz ge-worden. Sie aber weiß, was sich für sie schickt. Sie fährt in keinem Anhängewagen. Und die Leute versuchen, ihr Platz zu machen. Ein einziger schimpft. Und der ist schon alt. Die andern aber lächeln. Denn die Dame ist jung. Und hübsch. . .

Abends.

Die Luft im Wagen ist schwer. Es riecht nach Kleber-dunst, nach müdem Atem und Staub. Mit grauen Kleidern fahren die Menschen heim. Sie kommen von den Bahn-höfen. Nach Stunden in Gottes frischer Natur drückt auf sie die dicke Atmosphäre, und sie lächeln gern die Augen, auf daß noch einmal sie Wielen und das grüne Haus des Waldes erichauen. In einer Ecke hockt mit awathischem Verlierersgesicht ein Sportlicher. Der Gott des Totalstators war ihm nicht hold. Bisweilen schneidet er eine Grimasse. Wenn nämlich zu vergnugt das Pachen keiner beiden, wies-blumenbeschwerten Jungmadel-Nachbarinnen flicht, die der ganzen Trambahn mitteilen, wie schön und wie lustig es heute auf der Wanderung gewesen ist. Bilde Wielen und bezeichnende Worte zu den nicht älteren Beisitzern, die, amüsen den Anien die Mandoline, weit entfernt auf der andern Seite Platz gefunden haben. Unbekümmert wird aus der Entfernung Abschied genommen. Der Wagen hält. Im Sonntagshaat, der nun auch schon müd geworden ist, er-scheinen Vater, Mutter und Tochter, die auf Kaffeebesuch ge-messen sind. Es ist gut, daß von den andern Gästen dieses Nachmittags niemand die gleiche Bahn benützt. Das Schönste an Einladungen ist so die Möglichkeit zur Kritik. Und Mutterns Junge ist sehr lob. Ach, wenn nur nicht jetzt dabeim gleich wieder die Blagerei begännen würde! Aber, das Mädchen hat wieder mal Ausgung und Mutter muß allein für das Abendbrot sorgen. Ah, hat dort vorher nicht die Frau Oberbesitzsgeometer? „Ja, guten Abend, Frau Oberbesitzsgeometer, lommens doch sei zu uns. Rein kann

macht Ihna scho Blak. Steh sei auf, Mann, kannst leicht stehen die swoa Halstestellen. . . Interessiert lachen alle Mitschreitenden dem nun folgenden Gespräch. . .

Der letzte Wagen.

„Waaa? Zwoa Markt kost Trambahn jetzt?“ Der Herr mit der Sportlinke dreht den kleinen Kopf gegen den Schaffner. „Nachttaxen. . . Doppel!“ laßt der im Dienst-tone. „Allo i lags lach. . . i lags lach“, murmelt der Em-vörte und laßt eigentlich gar nichts. Sieß über Chevares nebeneinander Weitad sind ihre Gedanken. Sie waren bei einer Abendgesellschaft. Schöne Frauen waren da und junge Kavaliere. Und keiner ahnt, daß auch sie, die andern, die Unneideten heute nur ihr Frertertagsgesicht aufgesetzt haben. Ihre Wacke, hinter der sich, wie bei ihnen selber der Alltag verbirgt, mit keiner grauen Miene. . . daß das Aus-gleichende, Versteckende, Immer-freundliche nur Schein war, die alte gesellschaftliche Erziehung. Das Ehepaar hängt seinen Gedanken nach. Und der Mann hebt schließlich seine Frau von der Seite an, und er weiß, daß das Rot ihrer Lippen nicht echt ist. Und die Frau betrachtet heimlich ihren Mann und denkt daran, daß er ihr beim Aufsteigen in die Trambahn nicht einmal den Arm gereicht hat. . . Gegenüber sitzen zwei, die noch nicht miteinander verheiratet sind, ja, es vielleicht nie sein werden. Aber sie träumen davon und halten einander bei den — sicherlich ein wenig huchten — Händen. Endere lächeln vom Theater, das sie loeden wieder in den Alltag entließ. Aber ihr Getöse hört, banal, wie es ihm dünkt, den Ringling mit dem schwarzen Hut, in dessen Kopf die schönste Stelle der Sinfonie auf-lingt. Seine Hande wielen auf dem Notendume, das er auf seinen Anien hält.

Regennacht.

Vorm Fenster raucht die Regennacht
Nach alter, alter Weise
Ihr Lied, das Dersens stille macht
Nach lauter Tagesreile.

Leis klütern sich die Stunden zu
Ihr Grüben, wenn sie tauschen:
Da magst du, Pers, in wacher Ruß
Hinab zur Tiefe lachen.

Und aus der Tiefe flinat empvor
Ein liebes, trantes Raunen;
Was es der Seele singt ins Ohr,
Das macht sie leise Raunen. Sans Ede.

Gesellschaft und Mode

Die neue Armbandmode. Mit Geschmack und Maß getragene Armbänder erhöhen den Reiz eines schönen Armes...

Das Blaubern beim Tanz. Diese Ball Saison wird darin eine Neuheit bringen, daß man beim Tanzen zugleich eine andere Unterhaltung führt...

Welt und Wissen

Der schwarz schorene Schimmel. Der Leser denkt vielleicht an das schwarz gemahlene Mehl, das bekanntlich viel weicher ist als das uns von den Kommunalverbänden gelieferte...

Die weiße Kasse in den Tropen. In Australien, wo man die Anpassungsfähigkeit des Weibes an das tropische Klima besonders eingehend erörtert...

finden von der Muskeltätigkeit abhängig. Im Blute zeigt sich eine geringe Abnahme der roten Körperchen, eine Gesamtzunahme der weissen und andere Abänderungen...

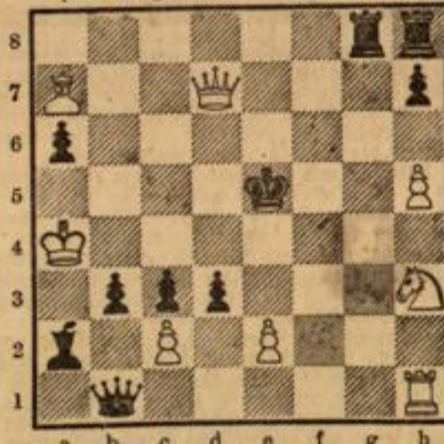
Das Geheimnis der Osterinsel. Ein undurchdringliches Geheimnis liegt noch immer über den malitösen Wälden, Befestigungen und Terrassen gebreitet...

Spiele und Rätsel

Schach

Bearbeitet von R. Wodasweiler.

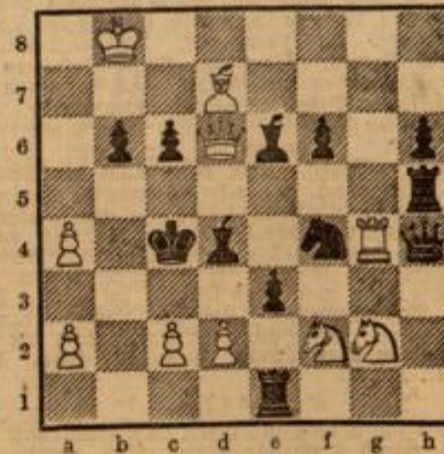
218. G. Chocholous. (Aus Kagans Schachnachrichten.)



Matt in 3 Zügen.

Weiß: Ka4, Dd7, Th1, La7, Sh3, Bc2, e2, h5; Schwarz: Ke5, Dbl, Tg8, h8, La2, Ba6, b3, c3, d3, h7.

219. C. Mansfield.



Matt in 2 Zügen.

Weiß: Kbs, Dd6, Tg4, Ld7, Sf2, g2, Ba2, a4, c2, d2; Schwarz: Ke4, Dh4, Te1, h5, Ld4, e6, Sf4, Bb6, c6, e3, f6, h6.

218. Ein fein konstruiertes Stück des böhmischen Problemmeisters; der Witz, den man beachten muß, besteht darin, daß Schwarz im ersten Zuge ein Schachgebot geben kann...

Partie Nr. 83.

(Eine Anderssen-Partie, 1875 zu Haag in Holland gespielt.)

Weiß: S.; Schwarz: Anderssen.

1. e4, e5; 2. Sf3, Sc6; 3. Lc4, Lc5; 4. c3, Sf6; 5. d4, exd4; 6. cxd4, Lb4+; 7. Lc2, Lxd2+; 8. Sxd2, d5; 9. cxd5, Sxd5; 10. 0-0, 0-0; 11. Tf1, Sf4; 12. Sfl (ein sehr schwacher Zug; warum nicht wenigstens Se4?) Df6; 13. De2? (ganz unverständlich und ein grober Fehler) Sxg2 (eine hübsche Kombination, die das weiße Spiel bald unhaltbar macht); 14. Kxg2, Dxc3+; 15. Kgl, Sd4; 16. Dd3, b5 (zum Überschuß noch eine Mattkombination); 17. Dxd4, Lb7; Weiß gibt auf. — Ein schöne-Partie des Altmeisters.

Neue Bücher

Heinz Wetten: 'Der Glöcknerapotheker'. Ein humoristischer Roman. (Korona u. Scheffl Verlag, Berlin.) Ein humoristischer Roman...

Partie Nr. 84.

(Gespielt im Meisterturnier des Wiener Schachklubs am 18. Mai 1921.)

Weiß: Strobl; Schwarz: Breyer.

1. e4, c5; 2. b3 (er will 'modern' spielen) Sf6; 3. e5! (d3 mußte kommen) Sd5; 4. c4, Sc7; 5. Sc3 (Weiß steht nach den ersten Zügen schon herzlich schlecht; jetzt mußte Lb2 geschehen, um g6 nach Möglichkeit zu verhindern) Sc6; 6. Sf3, g6; 7. Lb2, Lg7; 8. Sd5, 0-0; 9. h4 (Weiß sieht ein, daß seine Partie nur durch gewagtes Spiel zu retten ist) d6; 10. h5? (Schwarz beherrscht bereits alle wichtigen Punkte und Linien und erobert nun auch einen Bauern) dxe5; 11. hxc6, hxc6; 12. De2, Sxd5; 13. cxd5, Dxd5; 14. Lc4, Dd6; 15. Sh4, Le6! (der Gegenstoß); 16. Lxe6, Dxe6; 17. Dxc5, Sd4; 18. xxd4, exd4+; 19. Kfl, Tfcs! (Schwarz zeigt seinem Gegner, wie man Angriff führen soll); 20. Dg5 (was jetzt kommt ist traurig); 21. Tael (er kitzelt die Dame!) Dxe1 x (warum opfert er, denkt der Weiße und spielt in aller Unschuld); 22. Kxe1, Tcl und Matt!

Lösungen.

212. 1. e4, Lxe4; 2. Sf2, L e8; 3. Sg6 oder f3#. — 213. 1. Dd8+, Kxd; 2. Td6#. — 214. 1. Kg2, Df3+; 2. Txf3, exf3+; 3. Kfl, Txc1+; 4. Ddl, Txd#. — 215. 1. Ta4.

Richtige Lösungen gingen ein von den Herren: F. S. A. Dl., H. R., zu allem; Schachfreund (213-215).

Rätsel

Kreuzrätsel.

Table with 2 columns and 6 rows containing numbers 1-6 for a crossword puzzle.

Silbenrätsel.

Aus den Silben chen, da, dou, ei, gra, ir, laub, ma, po, rund, sar, steb sind 5 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen eine längst ersahnte wirtschaftliche Maßnahme bezeichnen. Die Wörter bedeuten: 1. Krankheit, 2. Holzprodukt, 3. Laubart, 4. weiblicher Name, 5. französischer Dichter.

Homonym.

Auf jedem Tisch ist es zu sehen, Der Photograph nimmt's oft zur Hand, Mit ihr umher gar viele gehen, Aus Schillers Tell ist's auch bekannt.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 447.

Besuchskartenrätsel: Versicherungsagent. — Silbenstreichrätsel: Ohne Mühe kein Erfolg. — Worträtsel: Fessel. Nessel, Sessel, Kessel. Richtige Lösungen sandten ein: Erich Förster, August, Walter Gierach, Ida, Betty u. Philipp Goldmann, Alfred Knoch, Leonhard Pfisterer, Martha u. Julius Philipp, Erna Sch., Heila u. Hildebrandt, Emilie u. Wiesbaden, Paris-Athensoula u. Sigmund.